

*Wir bieten verschiedene Kapitel aus Joan Baxters Buch »Mit offenen Augen - Afrika ist anders« an, übersetzt von Freiwilligen für und mit dem WLOE Internet Projekt und der Zustimmung der Autorin. Das Kapitel hat die Übersetzerin selbst ausgewählt. Die Übersetzungen sind Teil unseres internationalen Verständnisses und der Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg. Weitere Übersetzungen des Buchs werden hoffentlich folgen. Die übersetzten Beiträge werden als pdf-Dokument sowohl einzeln als auch in einem Gesamt-Dokument kostenlos angeboten.*

## **Kapitel 16, Seite 336 bis 352**

Übersetzung: Renate Mantel

### **Die Bibliothek brennt**

*Wenn in Afrika ein alter Mensch stirbt, geht jedes Mal eine Bibliothek in Flammen auf.*

Amadou Hampate Bâ, malischer Autor und Philosoph

Der Oktober hieß in Mali offiziell "Monat der sozialen Solidarität". Für mich machte das so viel Sinn wie eine Erklärung aus Ottawa, dass der Februar offiziell "Monat von Schnee und Kälte in Kanada" genannt würde. Ich habe das nicht verstanden - aber das passierte mir öfters. Nie habe ich in einem Land gelebt - und ich hatte in etlichen gelebt bis es uns 1997 dorthin verschlug - das einen so engen Zusammenhalt hatte wie Mali. Jeder schien mit jedem verwandt zu sein, jedenfalls, wenn man weit genug zurückging, und Malier gingen tatsächlich genügend weit zurück. Ich habe selten einen Erwachsenen getroffen, der seine Vorfahren nicht viele Generationen zurückverfolgen konnte, über Hunderte von Jahren.

Aber Frieden und Verständigung zwischen Menschen sind keine Nachrichten, und das ist einer der Gründe dafür, dass die Durchschnittsmedien das Bild von Afrika stark verzerrt haben, indem sie scheußliche Stereotype entwarfen von blutrünstigen Menschen auf dem Kontinent, begierig, lieber zu kämpfen als zu reden. Manchmal erlebte ich afrikanische Toleranz, wo ich in meiner impulsiven westlichen Art inakzeptable Ungerechtigkeiten von Seiten der Autoritäten sah und ich fragte Afrikaner, warum sie nicht einfach rebellierten, auf die Straße gingen, an die Türen schlugen oder denen die Türen einschlugen, die ihre Rechte missbrauchten.

Als wir Anfang der 1990er Jahre im nördlichen Ghana wohnten, drosselten die örtlichen Bediensteten der Wasser- und Abwasser-Gesellschaft regelmäßig den Nachschub an Wasser oder sie bemühten sich nicht, Rohre für den Durchfluss zu reparieren. Es konnte sehr viel mehr Geld verdient werden, wenn man Leuten Wasser aus Tanks an der Straße in Eimern verkaufte, obwohl dieses Wasser häufig unsauber und voller Guinea-Wurm-Parasiten war. Weil ich einen großen

Wassertank hinter dem Haus hatte, standen die Frauen der benachbarten Dörfer jedes Mal, wenn so etwas passierte, an meiner Tür Schlange und fragten, ob sie ihre Eimer füllen könnten. Bald quoll eine unübersehbare Menge der Nachfragenden durch mein Tor. Ich fragte, warum sie nicht bei den Behörden protestiert hätten. Sie erzählten mir, dass sie das getan hätten, aber einige der Protestierer, die Türen und Fenster der Regionalverwaltung eingeschlagen hätten, seien verschwunden und nie mehr gesehen worden. Eine ältere Frau sah mich einige Augenblicke finster an, ehe sie sich mit einem Seufzer an mich wandte, als spräche sie zu einem Kind, das sich schlecht benommen hatte (und so musste ich ihr erschienen sein), "Madam", sagte sie in undeutlichem Englisch, "das ist für Gott. Wenn Gott zu viel gibt, wollen wir mehr und mehr. Darum nimmt Gott manchmal etwas zurück um uns zu erinnern, dass wir dankbar sein müssen für die Segnungen, die uns zuteil wurden. So ist das."

Wenn ich in Kamerun stundenlang zuhörte, wie Freunde offen (in der Privatheit ihrer Häuser) auf Präsident Paul Biya und die Korruption in ihrem Land schimpften, fragte ich oft, warum sie sich zurücklehnten und es hinnähmen, statt etwas zu "unternehmen". "Wir sehen uns um, wo Leute etwas <unternehmen> ", antwortete ein besonders redegewandter und scharfsinniger junger Mann in der Weststadt von Foumban. "Was können wir tun? Biya's ausländische Freunde würden kommen, ihn zu retten, wenn wir versuchen würden, ihn zu stürzen. Also haben wir die Wahl: Wir können in Frieden leben, die Füße still halten und akzeptieren. Oder wir können einen Krieg beginnen. Guck dich um in Afrika. Hat Krieg jemals ein Problem gelöst? Wenn wir einen Krieg beginnen, wissen wir nicht, wie wir ihn beenden können. Lieber bleiben wir, wie wir sind, arm aber in Frieden."

Mali hat einen riesigen Vorteil gegenüber vielen anderen afrikanischen Ländern, die in Europa im Gerangel um Afrika auf einer Karte eingezeichnet wurden. Die Karte brachte Dutzende von ethnischen Gruppen zusammen, trennte andere ab und führte zu kolonialer Macht, die eine Handvoll dieser Gruppen gegenüber anderen bevorzugte und damit erbitterten Wettbewerb und heftige ethnische Spannung erzeugte innerhalb der neu geschaffenen Nationen. Mali hat eine gewisse historische Einheit, weil es Teil vieler alter Imperien war. Es umfasst ein Dutzend ethnischer Gruppen, die von der Geschichte eher zusammengehalten als getrennt werden. Im letzten Jahrhundert gab es nur einen offen ethnischen Zwist im Land: Die sechs Jahre andauernde Rebellion der nomadischen Berber im Norden, der Tuareg.

Die Tuareg strebten nach Selbstbestimmung und einer eigenen Nation in der Sahara-Wüste, um die berberische Bevölkerung von Mauretanien bis zum Tschad zu verbinden. Sie taten das mit logistischer, finanzieller und militärischer Unterstützung des Mannes, dem es gefiel - in den 1970ern, 1980ern und 1990ern - französische, britische und amerikanische Interessen in Afrika herauszufordern: Libyens Muammar Gaddafi.

Wie die Mauren im nördlichen Mali und in Mauretanien, sahen auch die Tuareg sich selbst als eher arabisch und "weiß" an im Vergleich zu den subsaharischen Afrikanern, was leider auch bedeutete, dass manche sich ihren malischen

Mitbürgern, die ein dunkleres Gesicht hatten, überlegen fühlten, besonders den Songhai, mit denen sie in nördlichen Städten wie Goa und Timbuktu zusammenlebten. Die Tuareg meinten auch - und das mit Recht - dass sie durch die Regierung in Bamako vernachlässigt worden seien. Jede Spannung, die innerhalb des anderen Dutzend ethnischer Gruppen in Mali hätte sein können, wird verhindert oder zerstreut durch die gemeinsame Geschichte. Ein Jeder scheint gebunden durch ein ausgedehntes und höchst komplexes Gebilde sozialer Bande. Diese beginnen mit der Familie. Und Familien sind schon sehr komplex und groß in einer polygamen Gesellschaft, in der ein Mann mehrere Frauen haben darf und Geschwister, Halbgeschwister, Cousins ersten, zweiten und noch entfernteren Grades als Brüder und Schwestern betrachtet werden; und alle Tanten und Onkel gelten als Mütter und Väter, alle Großeltern und deren Verwandte als Eltern. Das Sprichwort "Es braucht eine Gemeinde, um ein Kind aufzuziehen" passt hier wunderbar.

Es gibt auch religiöse Bande - die meisten Malier sind Moslems und beten also zusammen. Andere hängen alten traditionellen Religionen an und eine kleine Minderheit - zwischen 3 und 10 Prozent, je nachdem, wer zählt - ist christlich. Aber alle Spaltungen, die Religion vielleicht hätte bewirken können, werden überwunden durch historische Bindungen und durch die Kultur von Toleranz und gegenseitigem Respekt, die die Oberhand gewinnt. Entgegen verbreiteten westlichen Vorstellungen wird diese Kultur im größten Teil von Westafrika durch islamische Führer gefördert.

Religiöser Glaube ist oft untrennbar verbunden und vermischt mit vorislamischen und vorchristlichen Traditionen. Die Ursprünge der traditionellen Jäger-Gesellschaften in Westafrika reichen tausend Jahre zurück. Es soll bei ihnen mystische Kräfte geben, die ihnen erlauben, mit wilden Tieren zu kommunizieren. Bei einem Festival traditioneller Jäger in Bamako sah ich, wie sie mit Hyänen an der Leine herumspazierten als seien die zahme Hündchen und Pythons glitschten brav hinter ihnen her, als seien sie zur Unterwerfung hypnotisiert. Während manche die Järgergesellschaften beschuldigen, die übriggebliebene Wildlife-Population zu dezimieren, sagten die in Mali aus der ganzen Region versammelten Jäger, dass Respekt und Kenntnisse sie zu Bewahrern der Tiere machten. Sie führten den Verlust von wilden Tieren auf den Verlust von Waldgebieten zugunsten von Farmland und Viehzucht zurück und beschuldigten Großwildjäger aus dem Ausland. Sie verstehen sich auf die Deutung des Himmels, der ihnen wichtige Kenntnisse für Orientierung und Wegsuche gibt. Die Beherrschung traditioneller Medizin vermittelt ihnen Heilungsfähigkeiten. Man sieht sie auch an als Beschützer ihrer Gemeinschaften, weil sie manchmal bei Konflikten hinzugezogen werden, so wie in Sierra Leone, um die Rebellen-Streitkräfte zu bekämpfen und in der Elfenbeinküste, wo sie sich den Rebellen im Norden des Landes anschlossen. Die traditionellen Jäger-Gesellschaften sind äußerst verschwiegen und sie bilden einen eigenen Block von Solidarität, der fast undurchdringlich ist und kaum sichtbar für Außenstehende, selbst wenn diese aktiv versuchen, etwas von diesen alten Gesellschaften zu verstehen und zu lernen.

Dann gibt es Clans, die durch gemeinsame Vorfahren verbunden sind, die gleiche oder verwandte Namen haben. Die ethnischen Gruppen, Menschen, die

verschiedene Sprachen sprechen, mit verschiedener Geschichte und Kultur, sind für immer miteinander verbunden durch solche sozialen ererbten Gruppenzugehörigkeiten, die quer durch die verschiedenen Ethnien gehen - die Adligen und die Übrigen, diese Menschen von Kaste, die von Griots, Schuhmachern, Schmieden und Webern abstammen.

Es gibt auch Gruppen von Menschen, die von früheren Sklaven abstammen, denen man vor langer Zeit die Namen ihrer damaligen Besitzer gegeben hat und die sich nicht gerne bekennen zu ihren sozial wenig beneidenswerten Wurzeln. Bei den Tuareg in Malis Norden gibt es das Volk der Bella, die immer noch als Sklaven betrachtet werden, weil sie die untergeordneten Arbeiten für eine noble Familie erledigen und dafür durch ihre Herren genährt und gekleidet werden - wenn es auch so etwas wie Kaufen und Verkaufen dieser Sklaven nicht gibt.

Das alles wird noch abgerundet durch jenen sozialen Klebstoff, der auf Französisch *Cousinage* heißt, eine schwache Übersetzung für den Ausdruck *Sinankunya* in Bamako; dies ist ein Phänomen, das es in keiner europäischen Gesellschaft oder Sprache gibt. Es bedeutet, dass, wenn deine Vorfahren ein Abkommen geschlossen haben, deine Familie oder deinen Clan an eine andere Familie oder einen anderen Clan zu binden - wahrscheinlich vor einigen hundert Jahren und meistens unter Ablegen von Gelöbnissen in einer aufwändigen Zeremonie - du verpflichtet bist, diese alten Bindungen zu respektieren. Die sind wie ein Blutschwur und können dir verbieten, in eine andere ethnische Gruppe oder Kaste darin zu heiraten, aber wichtiger noch: Sie können dir verbieten, mit irgendjemandem von diesen Familien oder Clans in Fehde zu liegen oder zu kämpfen. Das ist so kompliziert, dass wenige von uns Ausländern so richtig dahintergekommen sind, selbst wenn wir beobachten konnten, wie *Sinankunya* wirkte und den Frieden in Mali aufrecht erhielt.

Das beste Beispiel, das ich jemals erlebte, war auf der Straße, als ein Mann mit seinem Moped in das glänzende Heck eines französischen *Sedan* fuhr. Die beiden Fahrer waren nicht verletzt, jedenfalls nicht physisch, aber ihre Fahrzeuge waren es. Die beiden beschuldigten sich gegenseitig und schrien, dass der andere bezahlen müsse. Bis sie bei ihrer Auseinandersetzung einmal eine genügend lange Pause machten, um sich gegenseitig nach ihren Familiennamen zu fragen. Auf einmal schüttelten sie sich die Hände und machten Frieden durch Körpersprache und freundliche Scherze. Der eine Fahrer stieg wieder zurück auf sein beschädigtes Moped, der andere zurück in seinen beschädigten Peugeot und ab fuhren sie.

Ein erfahrener amerikanischer Entwicklungsexperte, der 20 Jahre in Westafrika zugebracht hatte, sagte mir eines Tages, "das Problem mit Mali" sei, dass "die Leute sich nicht ändern wollen" und dass sie "rückwärts gerichtet" seien.

Nicht lange danach war ich bei einer Konferenz afrikanischer Historiker in Bamako, die zusammengekommen waren, um sich Gedanken über das Schicksal afrikanischer Kultur im 21. Jahrhundert zu machen. Bei dieser Konferenz war auch Pierre Claver Hien, der Professor für Geschichte an der Universität von Ouagadougou im benachbarten Burkina Faso, der mir ausführlich

etwas über das Thema "Kasten" in Mali erzählte. Hien beschrieb sich selbst als "ein Kind der Revolution des verstorbenen Thomas Sankara" und einen Überlebenden dieser Ära. Er sagte, dass er immer noch die meisten Ideale unterstütze, für die Thomas Sankara eingetreten sei, allerdings nicht die Methoden und die Eile der Veränderung. Er glaubte nicht, dass Burkina Faso oder Mali oder irgendein anderes afrikanisches Land es sich leisten könnte, seine eigenen Traditionen abzuschaffen, statt sie in einem langsamen Übergang, zu etwas speziell Afrikanischem zu entwickeln, nicht nur zu einer ärmlichen Kopie des Westens. "Wir müssen unsere Klugheit benutzen", sagte er mir. "Ich liebe Tradition, ich bin Historiker, und wenn man Tradition unterdrückt, bekommt man das Gegenteil von dem, was man wollte. In Burkina Faso versuchte Sankara zu schnell die Tradition zu unterdrücken, und viele gute Seiten dieser Tradition brachen zusammen. Kinder ersetzten traditionelle Werte durch Dinge, die sie im europäischen Fernsehen lernen und in Schulen, die europäische Fächer unterrichten. Sankara sagte, weibliche Beschneidung sei schlecht, und es wurden Gesetze erlassen, sie zu verbieten. Das führte dazu, dass sich alle beschnittenen Frauen - das ist die große Mehrheit der Frauen in Burkina Faso - schmutzig und traurig fühlten, sehr, sehr traurig. Heute haben wir in meinem Land eine soziale Krise; Es gibt keine Werte, nur Geld. Tradition schützt uns vor vielen schlechten Einflüssen, was man nachts in unseren Städten sehen kann, in der gebrochenen Gesellschaft, wo die jungen Leute alles machen für Geld."

Ich habe oft afrikanischen Freunden zugehört, die erklärten, wie sie ihren allerletzten Penny einem entfernten Verwandten geben mussten, einem Verwandten in dieser losen, offenen, afrikanischen Definition von "verwandt". Das konnte für eine Hochzeit sein, um Schulgeld zu bezahlen, für medizinische Versorgung, oder ein Beitrag für ein Ticket nach Europa (oder manchmal für ein gefälschtes Visum und einen falschen Pass, um einen Verwandten nach Europa oder Nordamerika zu schicken) oder einfach, weil ein bedürftiger Freund oder Verwandter um Geld gebeten hatte und sie nicht ablehnen konnten, da das bei den gegebenen sozialen Regeln ganz undenkbar gewesen wäre. Ich habe mir manchmal all die sozialen Bande, die Malier zusammenhielten, wie eine Zwangsjacke vorgestellt, gewebt aus so vielen Fäden, dass allen die Hände gefesselt waren und individuelle Freiheit erwürgt, nicht mehr vorhanden war.

Das passte natürlich nicht mit der Welt zusammen, in der ich aufgewachsen war, die ich kannte und also als "Norm" akzeptierte. "Normal" erschien diese natürlich nur, weil ich mit ihr großgeworden war. Von dem neuen Standpunkt aus, den mir Jahre der Abwesenheit von zu Hause ermöglicht hatten, preist die moderne Welt des materiellen Wohlstands die individuelle Leistung und fördert Reichtum mit der individuellen Freiheit, ihn in riesigen Mengen anzuhäufen oder sorglos für ein ständig wachsendes Angebot verfügbarer Konsumgüter auszugeben. Diese moderne Welt scheint unerfreuliche menschliche Züge zu begünstigen wie Besitzgier, Selbstsucht und Maßlosigkeit. Das sieht nicht ganz so zivilisiert aus, wie ich früher dachte.

Im Westen verlangen wir im Allgemeinen von Kindern, dass sie freundlich und kontaktfähig sind, versehen diesen Rat aber mit Warnungen, sich von niemandem ausnutzen zu lassen und Nummer eins nicht aus den Augen zu verlieren - sich selbst und vielleicht noch die Kernfamilie. Erfolg im Leben ist oft

gleichgesetzt mit Vermögensanhäufung und Geld. In dieser Hinsicht sind Mali und viele andere Länder in Afrika noch keine modernen Gesellschaften und Staaten. Sie haben vielleicht den Anschluss an die moderne Welt in dem Sinne gefunden, dass Geld jetzt eine enorm große Rolle spielt. Das Problem ist, dass die meisten Menschen in Mali (und in vielen anderen afrikanischen Ländern) nicht viel Geld haben, das eine Rolle spielen könnte. Das Steuersystem ist noch in den Kinderschuhen, das staatliche Wohlfahrtsnetz hat Löcher, größer als das riesige Land Mali selbst und das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen bewegt sich um 260 US-Dollar im Jahr oder weniger.

Trotz - oder teilweise wegen - des geringen Pro-Kopf-Einkommens, des Mangels an moderner Infrastruktur und der sehr traurigen Statistiken über Kindersterblichkeit und Lebenserwartung nehmen sich viele Malier und andere Bewohner des Kontinents Zeit für einander und teilen miteinander in einem erheblichen Ausmaß. Nicht immer, weil sie das wirklich möchten in diesen wechselhaften Zeiten, sondern weil soziale Regeln, moralische Normen und historische Verpflichtungen das immer noch von ihnen verlangen.

Cheibane Coulibaly, ein malischer Professor für Politikwissenschaft, der einmal Repräsentant der Überwachungsgruppe "Transparency International" in Mali war, erzählte mir von seinen Erinnerungen an seine Kindheit in einem Dorf im Westen des Landes. Zu dieser Zeit, in den 1950er und dann in den frühen 1960er Jahren, als Mali von Frankreich unabhängig geworden war, waren Gleichheit und Gerechtigkeit die Ideale, die Coulibalys Eltern ihm eingeschärft hatten. Wenn es einem etwas besser ging als anderen im Dorf, war das nichts, worauf man sich etwas einbildete oder was man herausstellte, sondern es war etwas Peinliches. So winzig wie die Ungleichheiten gewesen sein mochten in ländlichen Gemeinschaften - eine Familie hatte vielleicht ein Radio oder ein Fahrrad, andere Familien hatten das nicht - Coulibaly hatte sich immer wieder Bestrafungen eingehandelt, wenn sein Vater erfuhr, dass er mit dem Radio angegeben hatte, das sie zu Hause hatten. Seine Mutter bereitete Mahlzeiten immer in der Erwartung vor, dass hungrige Besucher erscheinen würden: Wenn niemand kam, wurde das Essen ohne Aufhebens an Familien geliefert, die vielleicht eine schlechte Ernte gehabt hatten oder Krankheit in der Familie. Coulibaly sagte, dass dies die traditionellen Werte seien, die Mali bewahren müsse und wo sie verschwunden seien, müsse es versuchen, sie wiederaufleben zu lassen.

Tradition - noch lebendig, aber endgültig verschwindend in großen Teilen Afrikas - setzt das Wohlergehen der weit verzweigten Familie, des Clans, der ethnischen Gruppe und des sozialen Kollektivs an die erste Stelle. Tatsächlich hat wenig von dem, was viele Leute in Afrika jeden Tag tun, irgendetwas mit dem zu tun, was sie gern tun möchten. Was sie, als Individuen, tun möchten, ist nicht das Entscheidende. Es geht darum, Freude daran zu finden, Teil der Gemeinschaft zu sein, das kollektive Wohl über individuelle Wünsche zu stellen, die soziale Ordnung, Frieden und Glück zu erhalten.

Einige Monate bevor die malische Regierung den Oktober zum Monat der Solidarität erklärte, hatte ich an einer Dokumentation für die BBC gearbeitet über Betteln und die Auffassung von Wohltätigkeit in einem Land, wo so viele Menschen so wenig Geld haben. Ich hatte mir angewöhnt, einige wenige

Münzen, die für mich kaum von Bedeutung waren, aus meinem Autofenster zu reichen - an Menschen, für die sie eine Mahlzeit oder zwei darstellten, Menschen, die sich an den Straßenrändern drängten und die Moscheen umkreisten auf der Suche nach Almosen: verkrüppelte Männer, Kleinkinder in Lumpen, ältere blinde Frauen, Zwillinge ohne Beine, die am Boden herumwuselten wie Krabben, indem sie ihren Torso mit den Armen fortbewegten.

Aber meine Bereitschaft zu geben verblasste vor der von Maliern, die oft nicht wohlhabend genug waren, in Autos herumzufahren, die manchmal aussahen, als seien sie selbst auf Almosen angewiesen und die den behinderten Bettlern auch Münzen und sogar Scheine zuwarfen. Ich erinnerte mich daran, was der Minister für Soziale Entwicklung in Burkina Faso mir gesagt hatte: Keine Anreize für Abhängigkeit und Betteln bei den *Garibouts* und anderen am Straßenrand, und ich fragte mich, wie ich mit diesem Thema umgehen sollte.

Um Einblicke in Wohltätigkeitsarbeiten im Land zu gewinnen, besuchte ich Mahamane Baby aus Timbuktu, der bei einer UN-Freiwilligen-Organisation arbeitete, um Armut in Mali zu bekämpfen. Er wies darauf hin, dass nach offiziellen Zahlen und Standards 70% aller Malier unter der Armutsgrenze lebten. Und was für eine Grenze das war! In Mali galt man offiziell erst als arm, wenn man weniger als 180 Dollar *in einem ganzen Jahr* verdiente. Das ist etwa halb so viel wie die BBC mir für die 8-Minuten-Reportage über Betteln, Armut und Wohltätigkeit in Mali bezahlte. "Ich bin immer überrascht, wie großzügig arme Menschen sind", sagte Mahamane Baby zu mir. "Wir arbeiten an einem Programm zur Linderung der Armut und gehen zu Menschen um ihnen zu helfen, aber wenn man sie besucht, sind sie bereit, ihre letzte Gans zu schlachten. Du sagst <nein, wenn du deine letzte Gans schlachtest, wirst du sterben>. Sie sind aber immer noch bereit es zu tun. Ich denke, das zeigt die Stärke des sozialen Zusammenhalts, wir haben sie von unseren Vorfahren mitbekommen und wenn es etwas gibt, was wir in unserer Kultur erhalten müssen, so ist es diese Solidarität." "Wenn Kultur einen Dollarwert hätte", sagte Mahamane mit einem Lächeln, "wären alle Malier Billionäre".

Dennoch widmet Malis "Ministerium für Soziale Entwicklung, Solidarität und Ältere Menschen" jedes Jahr einen ganzen Monat der sozialen Solidarität. Verblüfft und neugierig ging ich zum Ministerium und hörte zu, wie die Beamten dort ihre eigene Gesellschaft mit Kritik überhäuften - direkt in mein Mikrofon. Sie sagten mir sehr ernsthaft, dass trotz meines gegenteiligen Eindrucks die traditionelle und legendäre Solidarität des Landes im Zusammenbruch begriffen sei und nichts mehr im Vergleich zu dem, was sie früher war. Neue importierte Werte stellten alte Verhältnisse auf den Kopf, zerstörten alte Verbindungen und Verpflichtungen, bis sie nicht mehr Bindungskraft hätten als Konfetti.

Eine winzige Minderheit - die sehr kleine Elite der politischen Klasse, die den Königen der neuen demokratischen Mächte im Lande nahestand, häufte riesiges privates Vermögen an und stellte es zur Schau. Diese Menschen bauten Paläste und jetteten nach Paris um dort ärztlichen Rat zu holen oder einfach zu shoppen und sie schickten ihre eigenen Kinder ins Ausland zu extrem teurer, privater Schulausbildung. Die überwiegende Mehrheit malischer Kinder hatte immer noch

nicht die Mittel, mehr zu bezahlen als ein paar Jahre minderwertiger Elementarbildung an öffentlichen Schulen - ohne Lernmittel, Sitzgelegenheiten, elektrisches Licht, fließendes Wasser und manchmal ohne Lehrer.

Die neuen Eliten, sagten die Sozialarbeiter, beachteten die alten Regeln des Teilens und Kümmerns nicht und wendeten sich ab von der Tradition, die früher den Status des "Big Man" demjenigen verliehen habe, der *gab* und nicht dem, der seinen Reichtum hortete. Und deshalb, sagten sie, habe ihr Ministerium den Oktober zu einem Monat der Aufmerksamkeit für alle Bürger erklärt, die im neuen Mali ausgegrenzt würden, einem Land, das nun ärmlicher, kümmerlicher und moderner sei als vor Beginn von Auslandsverschuldung, Auslandshilfe und monetaristischem Dogma. Die Idee dahinter sei es, Malier zu warnen, sich nicht allzu bereitwillig den Zwängen des 21. Jahrhunderts zu beugen und sich nicht von importierten Werten vereinnahmen zu lassen, wie man sie in amerikanischen Seifenopern und im Satellitenfernsehen beobachten könne, von denen die Sozialarbeiter meinten, dass sie ein manisches Streben nach finanziellem Gewinn verbreiteten und damit ein falsches Gefühl von Sicherheit, ewiger Jugend und Schönheit.

Sie sagten, junge Menschen respektierten die älteren nicht mehr so wie früher und nicht so, wie sie es heute tun sollten. Die daraus entstandene ungesunde Verquickung importierter Popkultur mit verwässerter Tradition, sagten sie mir, habe zur Vernachlässigung von Gruppen wie Alten, Kranken und Behinderten geführt. Gut und schön, räumte ich ein, aber leider sähe das nicht nach einer Geschichte aus, die ich verkaufen könnte. Wie ich es auch in meinem Kopf hin- und herwälzte, ich konnte mir nicht vorstellen, wie eine Geschichte über Afrikaner, die Afrikanern helfen, in einem Land, von dem viele Menschen in Nordamerika nie gehört hatten, in deren Mainstream-Medien mitschwimmen könnte. Außerdem stimmte ich überhaupt nicht überein mit der verbreiteten vorgefassten Editorenmeinung über den Kontinent, die aus Afrika vor allem Nachrichten suchte, die sich konzentrierten auf Krankheit und Leiden, soziale Spannung und Streit, Konflikt und Tod oder darauf, wie westliche Hilfe oder Entwicklungshelfer daran arbeiteten, diese Probleme zu lösen.

So machte ich mich wieder auf den Heimweg und verlor die Sache aus den Augen. Bis ich einige Tage später am Abend in den Fernsehnachrichten sah, dass die Ministerin selbst aus Anlass des Solidaritätsmonats einige der allerältesten Bürger von Mali besuchte. Ein Dutzend von ihnen wohnte direkt in Bamako und war deutlich über hundert Jahre alt. Das war genau der Anstoß - und der Aufhänger - den ich brauchte, um einen Weg zu finden, über soziale Solidarität in Mali zu berichten. Als Journalistin war ich an das Bewegen und Auftischen von Statistiken über die durchschnittliche Lebenserwartung in Afrika gewöhnt. Sie lag selten über 50 und gerade in diesen Tagen fiel sie weiter als Folge der HIV/AIDS - Pandemie. Aber natürlich stirbt nicht jeder jung in Afrika - wenn ein Kind erst einmal die extrem labilen ersten Tage, Monate und Jahre überstanden hat und schon mit mehr Infektionskrankheiten konfrontiert war als die meisten westlichen Immunsysteme in einem ganzen Leben, dann hat es oft ein reichlich langes Leben vor sich. Jedenfalls war das so bis zum Auftreten von HIV. Ein Bericht über extrem alte Menschen, die allen Statistiken trotzten, müsste

eine Nachricht wert sein, meinte ich.

Früh am nächsten Morgen war ich am Telefon und rief wieder beim Ministerium an. Ich wollte sehen, ob ich meinen eigenen Höflichkeitsbesuch bei Hawa Sacko, Malis offiziell ältester Frau, arrangieren könnte. Die Sozialarbeiter waren schnell bereit, mich zu ihr zu bringen, d.h. mich zu begleiten, denn sie als öffentliche Bedienstete mit kläglichen Gehältern hatten keine Fahrzeuge zu ihrer Verfügung.

Auf engen aufgewühlten Erdwegen fuhren wir tief in das Labyrinth von Lehmwänden, das die Siedlungen der nördlichen Außenbezirke von Malis Hauptstadt charakterisierte. Hier wohnte Hawa Sacko. Wir ließen uns im Schatten eines großen Neem-Baumes nieder, dem einzigen bisschen Grün, das in dieser Gegend noch übrig geblieben war, um zu warten, während die Nachbarn gingen, ihr unsere Ankunft zu melden. Es war wieder so ein glühender Morgen in Bamako, aber an die Hitze dachte ich jetzt nicht. Ich war begeistert, genau da zu sein, wo ich jetzt war: auf einem Tuch sitzend, das über gebackene Erde in dieser kleinen Aussparung zwischen Lehmhäusern ausgebreitet war, während die Sozialarbeiter vom Ministerium mir erzählten, was sie über die Frau wussten, die wir sehen wollten. Eine Frau, deren Schönheit ihr Alter war, was man in Mali schon immer geehrt hatte.

Sie sagten mir, dass sie Hawa Sackos Alter nach deren eigenen lebhaften Erinnerungen an die Jahre Ende des 19. Jahrhunderts geschätzt hätten. Sie hatte auch eine nachträgliche Geburtsurkunde, ausgestellt um die Jahrhundertwende durch die französische Kolonialverwaltung, als man sie ausführlich dazu befragt hatte, an welche historischen Ereignisse im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sie sich selbst erinnere. Wenn die Franzosen die Geburtsurkunde richtig ausgestellt hatten, dann erstreckte sich Hawa Sackos Leben über drei Jahrhunderte. An dem hellen und sonnigen Oktobermorgen, als ich sie besuchte, war sie 125 Jahre alt und näherte sich 126. Das machte sie zum ältesten Menschen der Erde mit ganzen zehn Jahren Abstand. Aber die Rekord-Hüter der Welt bei Guinness hätten das natürlich nicht anerkannt, weil der Titel nur Menschen mit Geburtsurkunden vorbehalten ist, die Guinness anerkennt. Das schließt fast jede ältere Person in Afrika aus - und in vielen Teilen der Welt, wo Staaten erst in jüngster Zeit begonnen haben, Statistiken über Lebensdaten aufzuzeichnen.

Mit der Hilfe eines ihrer Ur-ur-Enkel brachte Hawa Sackos einziger überlebender Sohn von bloß 95 Jahren sie über die Schwelle und heraus aus ihrem kleinen Lehmhaus. Sie setzten sie sanft auf das Tuch, das unter dem Neem-Baum ausgebreitet war. Dort waren einige Dutzend Nachbarn und Freunde versammelt. Zu unserem Empfang hatte Hawa Sacko sich in ein hellgrün und orange bedrucktes Gewand gekleidet und ihren Kopf mit einem Schal aus weißen Tressen bedeckt. Sie war klein und gebrechlich und konnte sich nicht mehr allein aufrecht halten. Als sie bequem an den Baum gelehnt war und die langdauernden Runden von Guten-Morgen-Begrüßungen beendet waren, stellte ich meine erste Frage. Ich wollte wissen, wie sie sich als ältester Mensch von Mali, vielleicht sogar der ganzen Welt, fühlte. Es war kompliziert, ihr diese Frage zu übermitteln. Ihr Gehör war nicht mehr wie früher und Hawa Sacko sprach

Bambara, nicht Französisch, die offizielle Sprache ihres Landes. Also musste ich meine Frage zuerst in Englisch stellen wegen der Minidisk, auf die die Unterhaltung aufgezeichnet wurde, dann musste ich sie schnell in Französisch formulieren für die Sozialarbeiter, die sie für Hawa Sackos Sohn, der direkt neben ihr saß, in Bambara übersetzte. Er gab die Frage schließlich weiter, sehr viel lauter und direkt ins Ohr seiner Mutter.

Ich habe mich gefragt, was bloß mit meiner Frage geschehen war bei der Übersetzung, denn als sie ihre Ohren erreichte, fing Hawa Sacko an zu lachen. Ihr ganzer Körper wurde durchgeschüttelt bei dem keuchenden Lachen und bald lachten wir alle mit: ihre zahlreiche Familie, die Sozialarbeiter und die Nachbarn, die zusammengekommen waren, um zu sehen, was hier los war.

Als sie endlich sprach und ihre Worte auf Französisch zu mir zurückgemeldet wurden in diesem langen sprachlichen Kreistanz, war ihre Antwort schließlich: "Ich kann nicht älter sein als meine Mutter". Da mussten alle noch einmal lachen. "Ich soll älter sein als alle lebenden Menschen. Dazu kann ich nur sagen, dass ich älter bin als alle lebenden Menschen, die ich kenne. Ich kann aber nichts sagen über all jene Menschen, die ich nicht kenne, also nicht, ob ich nun wirklich älter bin als sie oder nicht."

Als Nächstes wollte ich Zahlen und Fakten herauskriegen, ohne die kein Journalist leben kann. Ich wollte etwas wissen über ihre eigenen Nachkommen, wie viele, ihr Alter und solche Sachen. Das nahm eine Menge Zeit in Anspruch, denn die Quantifizierung von Menschen ist keine afrikanische Tradition, und Afrikaner vom Land müssen häufig innehalten und laut zählen, um die Zahlen zustande zu bringen, mit deren Suche wir Ausländer verdammt sind, unser Leben zu verbringen. Sie sagte, sie habe alle bis auf eins ihrer sieben Kinder überlebt, und dieser überlebende Sohn spreche jetzt gerade mit mir. Sie hatte drei Enkelsöhne und zehn Urenkel. Ihre Ur-Urenkel konnte sie nicht alle zählen, aber sie wusste, dass sie eine Ur-Urenkelin hatte.

Nach all diesen Statistiken wollte ich nun erfahren, was sie von ihrer Jugend noch wusste, einer turbulenten Zeit in Westafrika mit Eroberungen durch die Franzosen, die die Bevölkerung in die Unterwerfung knüppelten und Land raubten, das dann eine riesige Kolonie bilden sollte von der westafrikanischen Küste bis hin zum Tschadsee. Entgegen der populären Vorstellung oder eigentlich entgegen den Geschichtsaufzeichnungen der Franzosen, wonach die Afrikaner sich völlig widerstandslos ergeben hätten, gab es einige afrikanische Führer und Gruppen, die erbittert kämpften, um die Kolonialmächte draußen zu halten.

Einer von ihnen war König Babemba Traoré in der malischen Stadt Kéné Dougou, der eine gewaltige Mauer um seine Stadt baute, die Hauptstadt des Königreichs Senoufou von Kéné Dougou. Das war die letzte Bastion afrikanischen Widerstands gegen die französische Invasion. 1898 war Kéné Dougou (heute bekannt als Sikasso) mit 40.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt in Westafrika - nach Kano im heutigen Nigeria. Die Mauer, von der heute noch Reste stehen, war 12 km lang und 6 Meter dick an der Basis, 5 Meter hoch und einen Meter

dick am oberen Rand. Das reichte aber immer noch nicht, um französische Kanonenkugeln und französischen Eroberer aufzuhalten, die die Stadt angriffen und im May 1898 einnahmen.

König Babemba hatte sich verbürgt, dass die Franzosen sein Königreich nur über seinen toten Körper einnehmen würden, und als seine Mauer dann fiel, ließ er sich und seine Frau lieber von seinem Adjutanten erschießen als sich einer demütigenden Gefangennahme auszusetzen. Das ist jedenfalls die malische Version. Es überrascht nicht, dass die französischen Geschichtsbücher behaupten, die Franzosen hätten ihn ihrerseits erschossen. Aber es gab noch einen anderen Widerstandskämpfer in der Region. Almamy Samory Touré kämpfte jahrelang gegen die Kolonialherren. Nach den französischen Geschichtsbüchern war Touré ein blutrünstiger Tyrann. Nach Malis Historikern des gesprochenen Worts war er ein Freiheitskämpfer und afrikanischer Held, der im späten 19. Jahrhundert ein Reich beherrschte, das sich über große Teile des heutigen Mali, über Guinea, die Elfenbeinküste, Burkina Faso und Ghana erstreckte. Er führte eine Armee von 60tausend Mann an, mit einer Elite-Kavallerie und einem Netz von Spionen über ganz Westafrika, wo er den Kampf gegen französischen und britischen Kolonialismus führte.

Der malische Historiker Bakary Kamian erzählte mir, dass Samory "den französischen Mythos, dass Afrikaner jedes Mal davonliefen, wenn ein Gewehr auf sie gerichtet sei" Lügen strafte. Nicht nur, dass er niemals vor französischen Gewehren davongelaufen sei, vielmehr habe er seine eigene Blacksmith-Nachbildung und eine Fabrikation originalgetreuer Kopien von ihr gehabt, die erste in Afrika. Schließlich wurde er von den Franzosen gefangengenommen und nach Gabun geschifft, wo er seine letzten Tage in Gefangenschaft verbrachte, bis er 1900 starb.

Malische Historiker stimmen darin überein, dass Samory skrupellos war. Von ihm wird berichtet, dass er drei seiner eigenen ungezogenen Kinder exekutierte, um seinem Volk einzuhämmern, dass niemand über dem Gesetz stehe. Diese fürchterliche Seite von Almamy Samory Touré war es, die Hawa Sacko im Oktober 2002 vor mir wieder erstehen ließ - in Erinnerungen, mehr als ein Jahrhundert alt. "Ich erinnere mich so deutlich, wie Almamy Touré im Anmarsch war", sagte sie mit ihrer ruhigen, krächzenden Stimme. "Als man uns sagte, dass Touré käme, geriet ich in Panik. Es hieß, er öffne, schwangeren Frauen den Bauch, um zu sehen, was darin war; er tötete sein eigenes Kind, weil es ihm nicht gehorcht hatte, und man sagte, dass er Kinder auf einem Grill verbrannte, wenn sie nicht mit ihm gingen; er nannte sie <gegrillte Erdbirnen>."

Dann begann sie über die Franzosen zu sprechen. "Als die weißen Männer kamen, waren die noch schlimmer", sagte sie. Sie fingen unsere Männer und brachten sie auf die andere Seite des Flusses, um sie zu töten. Wenn sie dich fangen wollten, kamen sie direkt zu deinem Haus und schlugen sogar deine Wand ein. Wir gaben ihnen etwas zu essen, und sie gaben es ihren Pferden. Wir opferten sogar ein Schaf und gaben ihnen das Fleisch und sie gaben es ihren Pferden, anstatt es mit uns zu teilen."

Sacko erinnerte sich, wie einfach und geordnet das Leben damals war. Frauen nähten ihre eigenen Kleider und arbeiteten in den Feldern, sie gingen zum Markt oder kochten, das Baby immer auf dem Rücken. "Geld existierte nicht einmal", sagte sie. "Wir lebten alle zusammen." Sie sagte mir, dass ihre Augen und Ohren nicht mehr seien wie früher, aber dass ihr allgemeiner Gesundheitszustand noch gut sei. In ihrem langen Leben sei sie nur einmal in einem Krankenhaus gewesen, um einen Arzt aufzusuchen und das nur, weil, wie sie es ausdrückte, "jemand einen Zauberspruch über mich geworfen hatte"; es war keine physische Krankheit. Als ich sie bat, mir das Geheimnis ihres langen und gesunden Lebens zu verraten und sie fragte, was ich tun müsste, um so lange und so gut zu leben wie sie, lachte sie lange und rau, ehe sie antwortete. "Da gibt es keine Geheimnisse", sagte sie. "Ich habe nichts Besonderes gemacht. Ich habe normal gegessen. Aber ich habe meinen Glauben an Allah bewahrt und Er gewährte mir ein langes und gesundes Leben".

Nach fast jeder modernen Definition war Hawa Sacko arm. Sie lebte äußerst bescheiden in einer Lehmbehausung und hatte einige Mitglieder ihrer großen Familie im weiteren Umkreis von Lehmhäusern und Lehmpfaden. Kein fließendes Wasser, keine Elektrizität. Ein kleines Tuch zum Sitzen, wenn sie Besucher empfing. Aber konnte man diese ehrwürdige, rüstige und humorvolle Frau, die ein volles und gesundes Leben in drei Jahrhunderten gelebt hatte, wirklich arm nennen?

Ich fing an - endlich - zu begreifen, dass es ein schlimmer Fehler war, den Mangel von materiellen Gütern und Geld in weiten Teilen Afrikas gleichzusetzen mit wirklicher Armut und ihren sozialen Problemen: Drogen, Prostitution, brutale Bandenkriege, Kriminalität, Alkoholismus und körperlicher oder emotionaler Missbrauch innerhalb von Familien, die man oft in Großstadtslums findet, in reichen wie in armen Teilen der Welt. Die Armut, die ich in Kibera sah, in Nairobis riesenhaftem nicht enden wollenden Slum oder in Elendsvierteln von Sierra Leones Hauptstadt, Freetown, voller Leiden, Kriminalität, Dreck und all den städtischen sozialen Problemen des Drogenmissbrauchs und der Gewaltkriminalität, kann nicht verglichen werden mit dem Mangel an Geld und Annehmlichkeiten, die man in ländlicheren Gebieten und in städtischen Nachbarschaften findet, die eigentlich verpflanzte Dörfer sind und auch wie solche funktionieren.

Selbst wenn ich verstand, dass es ein Fehler war, anzunehmen, dass physisches Elend Armut bedeutete, machte ich diesen Fehler doch fast täglich in Westafrika. Ich ergab mich häufig trüben Stimmungen, wenn mein Blick durch Gedanken an das Leben in Nordamerika verstellt war. Wenn ich nur auf die physischen Gegebenheiten in Bamako sah, wurde ich oft blind für den unglaublichen Reichtum dort in den Köpfen und Seelen von Menschen, die tief verwurzelt waren in ihrer eigenen reichen Geschichte und Kultur.

Neuankömmlinge von anderen Teilen des Planeten meinen oft, dass Städte wie Bamako voll niederdrückenden Leidens und Elends seien. Aber hinter vielen dieser bröckelnden Mauern sind ziemlich gesunde und offensichtlich glückliche Menschen, die ein schwieriges aber würdiges Leben führen. Ja, sie müssen mit

vielen großen Problemen zurecht kommen, die mich in einen Abgrund von Verzweiflung und Depression stürzen würden. Aber bei all den Problemen und Nöten, mit denen sie sich jeden Tag auseinandersetzen müssen und bei denen es oft um Leben oder Tod geht, bleiben viele Malier - wie die meisten Afrikaner - stoisch und heiter, voller Humor. Sie sind beides: ergeben in das Schicksal, das Gott oder Allah für sie bereithält und ebenso bereit, auf jede Gelegenheit aufzuspringen, die ihnen begegnet, um ihr Los im Leben zu verbessern. Es ist sicherlich hilfreich, dass sie in einigen Ländern oder Teilen von ihnen noch Reste ihrer reichen Kultur haben, auf die sie sich zurückbesinnen können.

Viele Afrikaner, die ich kenne, sind tief religiös, und wenn es ihnen nicht gelingt an Geld heranzukommen oder an eine ordentliche Ausbildung, an eine Gesundheitsversorgung oder an ein Visum für ein Land, wo sie Geld verdienen könnten, dann ist das Gottes (oder Allahs) Wille. Da gibt es keinen Grund zur Klage. Und tatsächlich: Sich zu beklagen würde bedeuten, danach zu fragen, warum Gott manche reich und manche arm gemacht hat.

Neu angekommene Fremde (und auch Langzeit-Besucher wie ich) sind tief berührt von dem Elend - dem schrecklichen Zustand der schmutzigen Straßen, die keine Abflussvorrichtung haben und als Abwasserkanal dienen, den Bergen von Müll und Plastik, die drohen, das ganze Land unter sich zu begraben, den giftigen Qualmwolken, die entstehen, wenn Bewohner diese Müllhalden abbrennen wegen Mangels an anderweitiger Abfallbeseitigung, berührt von den Bettlern, die manchmal erschreckende Missbildungen und Handicaps haben und von dem bloßen Durcheinander entstehender Städte, in denen Märkte, Straßen und Behausungen ineinander übergehen zu einem riesigen schauerhaften und chaotischen Wirrwarr. All das ist überwältigend. Dabei kann man leicht die bemerkenswerte menschliche Fähigkeit, sich an solche dichtbevölkerte, enge und schwierige Umgebungen anzupassen aus den Augen verlieren und ebenso den kulturellen Reichtum dort überall.

Ein Sprichwort in Ghana sagt "Fremde sind wie Kinder", Fremde, die als Besucher von anderen Orten kommen. Wie Kinder wissen wir Ausländer oft nicht, wie wir uns verhalten sollen, wenn wir in Afrika sind. Meine Erfahrung hat mir gezeigt, dass wir zu falschen Schlüssen kommen, wenn wir ohne Grundlagen und einige Zeit zu lernen gleich versuchen zu interpretieren, was wir hören und sehen. Nick, ein irischer Landwirtschaftsforscher, der in Westafrika aufgewachsen war und in Kenia arbeitete, beschrieb mir den Besuch von einem seiner englischen Bosse, einem von denen, die Entscheidungen darüber fällten, welche wichtigen landwirtschaftlichen Forschungsprojekte finanziell unterstützt werden sollten und welche nicht. Sie waren einige Zeit gefahren und Nick hatte die drückende Armut von Bauern im westlichen Kenia beschrieben, wo der Grundbesitz winzig war und Landwirtschaft, um eine Familie zu ernähren, äußerst schwierig. Als sie so mit ihrem Landrover über Land fuhren, einem neuen Modell mit allem Komfort, wendete sich sein Boss aus dem Vereinigten Königreich zu Nick und fragte, was er denn bloß hätte: „Guck doch all diese Leute an, wie sie uns zulächeln und winken. Sie sehen nicht aus, als ob sie litten.“

Ich war selbst in Westafrika mit eingeflogenen Experten aus Europa und Nordamerika gereist, die, nachdem sie einige Stunden lang Leuten zurückgewinkt hatten, die am Rand der langen, heißen Sahara-Fahrbahn standen, zu dem Schluss kamen, dass die Leute hier draußen sehr freundlich seien. Das stimmt, und in ländlichen Gebieten ist es bei Dorfbewohnern normal, vorbeikommenden Fremden zu winken und sie zu grüßen. Aber in diesem Fall waren die Experten im Irrtum. Die an diesem Tag an einer Hauptdurchfahrtstraße winkten, waren nicht freundlich. "Sie winken uns, damit wir anhalten und sie mitnehmen", entgegnete mein Mann. "Sie warten hier den ganzen Tag, dass ein Fahrzeug vorbeikommt".

Bei solchem Mangel an Infrastruktur und Komfort sind Afrikas Charme und Zauber nicht immer sofort erkennbar für diejenigen von uns, die hereingeflogen kommen aus geordneteren, reicheren - und normalerweise kühleren - Teilen der Welt. Die überwiegend guten Manieren und das Lächeln in Mali - wie überall in Afrika - weisen auf etwas ganz Außerordentliches hin, sicherlich wert, kopiert zu werden für den Export. Durchdringt man einmal die Oberfläche, beginnt man unerschöpfliche Schätze zu entdecken, einen Irrgarten ungeschriebener sozialer Regeln und Etiketten, sozialer Rollen und sozialen Zusammenhalts, die sich jeder Beschreibung entziehen, erst recht einer Erklärung.

In Mali gibt es sehr wenig schwere Kriminalität, keine Furcht auf den Straßen und es gibt ein sehr starkes moralisches Pflichtgefühl. Was macht Mali und andere Länder der Region, die einmal Teil des Mali-Imperiums waren, zu solchen Leuchttürmen des Friedens, wenn nicht materieller Wohlstand? Ich wünschte, Afrika könnte dieses Geheimnis mit der übrigen Welt teilen. Aber damit dies geschieht, muss die übrige Welt zuhören.

März 2014

© WLOE // Joan Baxter. Bei uns: <http://wloe.org/index.php?id=656>

Kommentare und Informationen: [info@wloe.org](mailto:info@wloe.org)